

Hass-Liebe



»Mümmelchen vom Mümmelsee: Hey Birkenstockmann. Nicht vergessen: Zahnbürste, Gillette, Socken..«, Gerald liest den Gruß im StadtBlatt gierig, nippt vom Getreidekaffee und kann sich ein Grinsen nicht verkneifen. Er ist gemeint, der Birkenstockmann. »... Abfahrt 15:30. Bitte diesmal pünktlich«, liest er. Ein schöner Tag, eben ein Donnerstag. Nicht dass der Birkenstockmann den Urlaub mit seiner Freundin vergessen hätte, aber ein Gruß im Bielefelder StadtBlatt baut auf.


Das als letzte selbst verwaltete Wochenzeitung der Republik gehandelte Blatt fingerten hunderte von Bielefeldern mit zitternden Händen aus dem Briefkasten in der Hoffnung auf den letzten Seiten eine Botschaft zu finden. Wie »Tanne grüßt Tanne«. Oder »Na ihr Bethel-Seufziz von der Detmolder Straße! Huba bi-bi. Nicaragua Libre«. Andere fragten natürlich, warum Menschen sich solche Dummheiten mitteilen. Und wenn das schon sein muss, warum das nicht unter Ausschluss der Öffentlichkeit passieren kann, sondern unbedingt in der Zeitung. Nur, wer sagt schon einem Zeitgenossen ins Gesicht »torstenster aller torstens, szytrabaschniefsnknquietsch, selbst dran schuld, an all dem Scheiß...«, ohne schamesrot im Boden zu versinken. Also doch lieber die Grüße im StadtBlatt drucken lassen. Der Voyeur-Dichte ist es wohl geschuldet, dass der Unterhaltungswert von Grüßen und Kleinanzeigen bis zur Pleite des StadtBlattes 2001 unumstritten war. Ganz im Gegensatz zum redaktionellen Teil.


Das mag an den hohen Ansprüchen liegen, denen sich das Blatt in einer seiner ersten Ausgaben 1977 verpflichtete. Gegenöffentlichkeit wollten die Gründungsmütter und -väter schaffen. »Unsere Themen sind nicht die großen Ratsempfänge und glatten Sonntagsreden, sondern die Alltagsprobleme der Menschen an ihrem Arbeitsplatz und in ihrem Stadtteil«, hieß es. »Damit will die Zeitung dazu beitragen, daß sich die Kluft schließt zwischen denen, die schon Widerstand leisten und denen, die erst anfangen sich zu wehren.« Es ging um nichts weniger als um Kampf. Und damit das StadtBlatt zu einer »echten lokalen Alternativzeitung werden kann, ist es auf die Verbindung zu den Lesern angewiesen, auf ihre Hilfe, ihre Informationen – ihre Mitarbeit«.

Alle, die sich für links und irgendwie anders hielten, waren dabei und schrieben - etwa über den Abriss der Kamphofhütte, einem Treff für Linke. »Den Ratsbeschluß des Bürgerblocks, die Kamphofhütte zu versiegeln und abzureißen, empfinden wir als bewusst gestaltete Provokation und einen ideologisch motivierten Schritt gegen Menschen in dieser Stadt, deren selbstorganisierten Lebensformen und politischen Meinungen wohl nicht mehr in die Oetkerstadt passt.«

Zugegeben, das war nicht immer leserfreundlich getextet. Aber es störte kaum jemanden. Immerhin erfuhr die Szene hier alles, was die »bürgerlichen Medien« totschwiegen. Für die Neue Westfälische und das stramm konservative Westfalenblatt waren Geschichten über Schwule und Lesben damals tabu. Nur das StadtBlatt witterte den Müllskandal, war so nah am Puls von Studenten, Hausbesetzern, Friedens- und Antiatomkraftbewegung. Oder wagte die Kommunalpolitik zu zerreißen für großkotzige Stadtplanung und Sozialkahlschlag. In diesen goldenen Zeiten war die Lektüre des StadtBlattes im Rathaus per Dienstanweisung verboten und der Pudding-Konzern Dr. Oetker verweigerte jegliche Stellungnahme. Viel Feind; viel Ehr in der Szene für Hintergründe, Reportagen, Satiren und gegen den Strich gebürstete Themen.

So weit. So gut. Aber wehe dem den LeserInnen passte etwas nicht. Dann kannten die bürger-, umwelt-, frauen- und was auch immer für -bewegte Bielefelder keine Gnade, rotteten sich zusammen, drohten mit Boykotten, schissen auf die Unabhängigkeit des Blattes und sagten der Redaktion, was in der Zeitung zu stehen hat. Oder forderten auch schon mal die Entlassung eines Mitarbeiters. Das »Schwein« sollte seine Freundin geschlagen haben, hatte sich rum gesprochen und für eine tumultartige Versammlung im selbst





verwalteten Arbeiterinnen- und Arbeiterjugendzentrum gesorgt. »Da muss man was machen!«. »Ja, Solidarität gegen Männergewalt«. »Nieder mit dem Patriarchat - jetzt!« Lynchjustiz lag in der Luft. Schließlich ging es ja nicht um irgendein Männerschwein, sondern um einen Setzer des StadtBlattes. Das Urteil war schnell gefällt, der »Skandal« szenepublic gemacht und das Ultimatum ans StadtBlatt gestellt: »Feuern!« Die Frist war verstrichen und der Mann noch in Einheitslohn und Brot. »Und das beim StadtBlatt!«

Politisch korrekt musste das Blatt sein. Da ging es nicht an, dass die Polizei zu gut weg kam in einer Reportage über nächtlichen Streifendienst oder die Redaktion einem Polizei-Pressesprecher und ehemaligen SEK-Beamten eine dreitägige Hospitanz gewährte. Ein ganz, ganz großer Fehler: »Das ganze vertrauliche Material« sei gefährdet, hieß es - als stapelten sich in der Redaktionsstube hochkonspirative Bekenntnisse der RAF.

Die Hofberichterstatter hatten die Steckenpferde der Linken zu hätscheln. Als ein StadtBlatt-Schreiber im Schultest die Gesamtschulen nur in einem Ansatz würdigte, quittierten das Leser mit » ...so hätte es die bürgerliche Presse auch gemacht!« Dieses vernichtende Urteil fällte ein anderer auch über den launigen Baggersee-Report. Der »autofixierte« Artikel fordere »zum fröhlichen und gedankenlosen Verpesten der Luft durch Freizeitverkehr auf. Vom StadtBlatt erwartete ich die kritische und umweltbewusste Sichtweise, durch die es sich bislang von der Neuen Westfälischen und dem Westfalenblatt unterschieden hat«. Das StadtBlatt musste anders sein – um jeden Preis. Sonst könnte man ja gleich die »Bürgerlichen« lesen, waren sich vom Umweltfreund bis zum Hundeliebhaber alle einig und verrissen das Blatt. »Selten habe ich in dem sowieso Relativem Nivolosem Blatt (zu schön zum Korrigieren, die Setzerin) eine derartige »Scheiße« gelesen, wobei sich Scheiße natürlich, auf das Geschreibsel bezieht. Wenn euch nichts besseres mehr einfällt euer kümmerliches Blatt zu füllen, als Hunde bez. ihre Besitzer madig zu machen, dann müßt ihr euch nicht wundern das kein Schwein mehr das StadtBlatt kauft«.


Beißreflexe gegen alles vermeintlich Bürgerliche, Sexistische, Imperialistische forderten die Leser von der Redaktion. Sie wussten was in der Zeitung zu stehen hat. Sie waren die besseren Blattmacher wie jeder einzelne von zehntausenden von Fußball-Fans im Stadion der bessere Trainer ist – oder sich zumindest dafür hält. Die Redakteure schienen dagegen ratlos. Manche hielten sie für entwurzelt, weil sie nicht mehr Teil der Bewegungen waren, für die sie schrieben. Sie hatten ihr Ehrenamt oder Hobby zum Beruf gemacht und waren Journalisten geworden – wohl die schlecht bezahltesten der Republik. Mochten diese Journalisten in ihren Texten noch für Arbeitnehmer-Rechte die Fähnchen schwenken, im StadtBlatt beuteten sie sich selbst aus. Wer hier arbeitete, war Gewerkschaftsmitglied aus »politischen Gründen« und tröstete sich damit, dass das »unheimlich wichtig« ist.

Mit einer massiven Persönlichkeitsspaltung ließ es sich also am besten für das StadtBlatt arbeiten und mit den Lesern leben. Viele Kämpfer hatten sich mittlerweile aus der Polit-Arbeit zurückgezogen. Die wenigen, die noch dabei waren brachten noch immer ihre einseitig und beidseitig bedruckte Kampfschriften in der Redaktion vorbei. »Hi, hier ist unser Flug«, sagten sie dann mit einem Lächeln. »Druckt das, aber nicht so weit hinten und bloß nichts kürzen«. Solche Begegnungen mit dem Leser konnten unangenehm sein und endeten schon mal einem schnippischen »Dann macht euch doch überflüssig«.

Nicht überflüssig zu werden, wurde immer schwerer für das StadtBlatt. Die »Bürgerlichen« schreckten kaum noch vor Themen zurück. Richtig blöd wurde es, wenn die Journalisten des StadtBlattes ergebnisoffen recherchierten und zu einem anderen Ergebnis kamen als die Flugblatt-Schreiber. Und dann zerrte sich die Redaktion noch beim Spagat zwischen politisch korrekter Berichterstattung für die Altleser und Zeitgeistigem für die Jungleser, die der Geschäftsführer des Blattes immer mit ordentlich wichtiger Miene als »Hedonisten« bezeichnete. Letztere haben ihren Spaß gehabt an einer StadtBlatt-Nummer, die im Bildzeitungs-Layout daherkam. Die Altleser haben wohl noch die motzigen Lettern und Skandale verheißenden Schlagzeilen geschluckt. Aber der nackte Herr namens Pierre auf der Seite 1 war einfach zu viel. Auch wenn ein Staubwedel statt schwarzem Balken die Jugend gefährdenden Details verbarg, ein Ökoladen weigerte sich in dieser Woche zu verkaufen und tönte wie viele andere: »Sexismus – und das im StadtBlatt«.

Die Gratwanderung ging denn auch schief. Die Auflage stürzte in den Keller - von 5.200 Mitte der 90er Jahre auf 4.100 im Jahr 2001. Aktionismus im StadtBlatt. Unternehmensberater diagnostizierten eine »Armutskultur





des Verlages mit technischer und räumlicher Billigausstattung, Niedriglöhnen und Unprofessionalität, fehlenden Marketinginstrumenten und unzureichendem redaktionellen Angebot«.

Nur hinten im Blatt war die Welt noch in Ordnung. Angefangen beim besten Veranstaltungskalender, den Bielefeld je hatte. Die Kleinanzeigen waren durchaus amüsant mit Angeboten wie holotropem Atmen nach Grof, Cranio Sacral Balancing Sessions und der »weltbekannten Kartenlegerin und Lebensberaterin Upsasika«. Und die Grüße unumstritten der Renner. Klare Ansagen »sexismus stört meine aura... immer noch!!!« Hier klappte, was im redaktionellen Teil nie so recht gelingen möchte. Altleser und Hedonisten kamen sich nahe: »PDS-Hedonisten: Das rote Cuba ist kein Cocktail. Grund genug zu verzweifeln (Lenin). Ihr seid nur reich & sexy. Wir hassen euch. Der Parteisekretär der illegitimen Exilregierung der DDR«. Eine Sternstunde in der StadtBlatt-Geschichte. Und danach sehnen sich manche Bielefelder auch nach fast zwei Jahren ohne StadtBlatt. Vor allem an Donnerstagen, wenn sie morgens orientierungslos am Frühstückstisch sitzen und irgendwas fehlt. Das StadtBlatt mit einem solchen Blödsinn wie »Hey Birkenstockmann...«

